

beruflichen und alltäglich-menschlichen Aufgaben eine Balance zu finden. Manchmal empfand ich Trauer bei den israelischen Kollegen darüber, daß die Pionierzeit Vergangenheit und die Gegenwart so wenig eindeutig ist. Die Jugend-Aliyah, sich selbst verstehend als Kraft- und Zielorientierung der Erziehung, muß sich befassen mit der Herausforderung des Nationalismus und des „Nahostkonflikts“, mit der Verschiebung der Probleme nach den großen Einwanderungsschüben aus Nord-Afrika, aus arabischen Ländern und aus Indien, aber auch mit der Bindung an Amerika. Kommt die Professionalisierung, die Spezialisierung und die Alltagsorientierung in gleicher oder abweichender Reihenfolge auf die israelische Jugendhilfe zu, wie diese Strömungen in den letzten beiden Jahrzehnten unser Land erreichten? Aber nein, Israel kann und darf nicht sein wie andere Länder – diese belastende und zugleich stärkende Forderung kann auch in ein moralisches Kesseltreiben ausarten, bei dem ich nicht unterscheiden konnte, ob der enorme ethische Anspruch von außen oder von innen kam. „Jüdisches Leben“, sagte ein alter Pädagoge in einem Kinderdorf im Norden zu mir, „ist ethisches Leben, voller Verantwortung und dauernder Selbstprüfung. Dabei ist das religiöse jüdische Leben noch nicht gemeint – das ist eine Sache für sich“.

Ich habe während und nach meiner Reise verstanden, daß meine Vorstellungen von progressiv und reaktionär, von links und rechts so in Israel nicht gelten. Die gebildeten liberalen Juden, die den Hitler-Terror überlebten – waren sie progressiv oder reaktionär, wenn sie sich schwer taten, israelische Staatsangehörige mit allen Konsequenzen zu werden, also ihr Weltbürgertum aufzugeben?

Tief religiöse Juden, die vor der technologischen Entwicklung warnen und daher in Gegensatz zum Amerikanismus im Lande geraten, sind sie deshalb links? Genossenschaftlich arbeitende Kibbuzim haben sich über solchen Fragen manchenmal getrennt oder geteilt – bis nach Jahren die Mitglieder nicht mehr wußten, worum es eigentlich gegangen war . . . Wie es ist, drückte eine wirtschaftliche Mitarbeiterin in Neurim so aus, klassisch, einfach und offen: „Israel ist spezial für die Welt – aber Jerusalem, das ist auch für uns spezial“. Jedenfalls ertappte ich mich öfter dabei, daß ich den Israelis sogar Nationalstolz verzeihen würde, den ich doch sonst als überwundenes und zu überwindendes Relikt ablehne.

„Wohin man in Israel auch geht, immer feiert man irgendein Wiedersehen“

so sagt Saul Bellow in seinem persönlichen Bericht „Nach Jerusalem und zurück“ (deutsch 1979, S. 115). Wie wahr das für mich ist; verwirrend und bestürzend und beglückend. Der verstreute Haufen hat sich ein klein wenig gesammelt und jede Gruppe der Juden hat mitgebracht, was bis dahin ihr Leben bereichert oder ermöglicht hat. Das Wort „Schmelztiegel“, das oft für Amerika gebraucht wird, scheint mir nicht zutreffend für das Gemeinte. Die Integration durch das Wunder der neu entstandenen Sprache, der alten „heiligen Sprache“, die jetzt jeder versteht und alltäglich gebraucht, verdeckt nicht die Vielfalt und Disparatheit der Herkunft. Natürlich waren mir die europäischen Juden am nächsten, am vertrautesten. Sie heißen „Jecken“ und haben es nicht immer leicht, weil sie ihre Führungspositionen nicht unangefochten an die nächste Generation abgeben können. Ich habe viele Frauen und Männer gesehen und gesprochen, die aus Köln, Frankfurt, Kiel und Berlin als Kinder entkommen waren; die mit ihren Kindern und Enkeln hebräisch sprechen und Bücher in vier Sprachen lesen. Die alten Männer sind auch oft im Straßenbild sofort eindrucklich, wenn sie schmal und etwas gebeugt einkaufen gehen, beim Warten in der Schlange lesend, die kleinen Genüsse des Lebens ernsthaft prüfend und sorgfältig vorbereitet.

Die ältere und alte Frauengeneration hat mehr als bei uns ihre eigenen Lebensbereiche, selbstverständlich und selbstbewußt in Haus und Familie wirkend – manche werden auch noch liebevoll „Mutti“ genannt, von Kindern, die längst ein neues Heimatland auch innerlich bewohnen. Das Beieinandersein aller Farben und Formen ist ein ästhetisches Vergnügen. Aber natürlich läßt sich bei näherem Hinsehen leicht herausfinden, wie neue Kreise und Schichten sich gebildet haben. Familienleben ist sehr wichtig, ist

möglicherweise dichter, verbindlicher, herzlicher, menschlicher, genauer als vielerorts bei uns.

Daneben und darüber steht die Gemeinschaft von Schule, Jugenddorf, Kibbuz und – Armee. Die letztere ist so etwas wie die Probe auf's Exempel für alle jungen Männer und Frauen, ob sie, trotz aller Unterschiede, wirklich dazugehören und dazugehören können. Die anderen Gruppierungen dienen mehr oder weniger der Bildung, Ausbildung, weil dafür die Familie, genau wie überall, nicht und nicht mehr geeignet ist. Der Bildungsanspruch und -wille ist ungemein groß. Ich konnte u. a. eine 10. Klasse besuchen, in der eine vor zwei Jahren aus Rußland eingewanderte Lehrerin von etwa 45 Jahren in hebräischer Sprache Biologie unterrichtete. Von den 22 Kindern waren etwa die Hälfte im Lande geboren, der Rest kam aus dem Iran, Indien, Frankreich, USA und – dem Saarland. Als ich, auf den besonderen Wunsch des Dorfleiters eingehend, das blasse, junge Mädchen aus Saarbrücken auf deutsch nach ihrem Ergehen fragte, antwortete es: „Es ist sehr schwer, aber man lernt“. Bei einem anderen Besuch in einer Schule in Jerusalem, die zugleich wissenschaftliche und berufliche Bildung vermittelt, trafen wir vier junge Leute in einem Zimmer an. Drei von ihnen waren seit drei Jahren im Lande und in der Schule, aus USA, Frankreich und Marokko kommend. Der vierte, lang und blond und blauäugig, war ein Sabre (im Lande Geborener) aus Nablus. Und mitten in unser Staunen hinein öffnete sich die Tür und eine bildschöne, externe Schülerin aus dem überwiegend arabischen Teil Israels trat ein. In dieser Internatsschule sind übrigens alle Gebäude mit Plaketten versehen, die auf amerikanische und kanadische Spenderfamilien hinweisen; häufig steht dabei „Zur Erinnerung an ihre Tochter, ihren Sohn . . .“. Juden in der „neuen Welt“, die sich Israel gegenüber verpflichtet fühlen, stiften auf solche Weise eine Verbindung zwischen der „Diaspora“ und dem jungen Land.

Schönheit, Kraft und Bedrohung sind nahe und deutlich beieinander – Direktheit dort statt Abschirmung hier

Natürlich bin ich mir nicht sicher, ob ich vielleicht dort besser beobachtet, genauer hingeschaut habe, als hier bei uns. Aber ich kann mir nicht helfen, in Israel weichen die Menschen weniger aus. Sie kommen sich näher und sie verlangen mehr voneinander als in unserem Land. Gibt es hier einen Zusammenhang mit der fortlaufenden, alles durchdringenden Bedrohung des Landes? Ich denke ja. Ich empfand stark, was die Kriegsgefahr bedeutet, als ich mit israelischen Freunden an die libanesischen Grenze fuhr, als ich in Jerusalem durch die Altstadt und außerhalb der Stadtmauer lief und als ich bei Fahrten über Land die Kommentare meiner Mitreisenden anhörte. Die vielen Kinder und Jugendlichen sind über die Maßen schön und kräftig, sie bewegen sich herrlich, sie können singen, tanzen und töpfern oder Landarbeit leisten, technische Geräte und Waffen bedienen – sie können auch das. Überall ist der Krieg das Gesprächsthema Nummer eins und danach kommt dann die Vergangenheit, die Jugend, die Welt und die Hoffnung auf Versöhnung . . .

In der Universität in Tel Aviv, die vielleicht die jüdischste der Hochschulen ist, fiel mir eine Gruppe von Studentinnen und Studenten auf, die ein etwas exklusives Wir-Gefühl verbreiteten, gar nicht intellektuell, sondern eher national und politisch. Ich habe nicht gewagt, sie englisch anzusprechen, hätte aber gerne gewußt, worüber sie so eifrig diskutierten.

Übrigens werden überall Handtaschen kontrolliert, auch beim Eintritt in den Campus der Universität. Der Wächter war ein alter Mann. Er schaute pflichtgemäß meine Utensilien an, dann mich und sagte mit einem schwer zu beschreibenden Tonfall auf deutsch: „Dankeschön“.

Es gibt wohl wenig Laissez-faire in Israel, auch in der Kunst. Pädagogisch ist es die Intensität und das Engagement der Erwachsenen, das dem entgegensteht. Eigenleben der Kinder und Spielraum der Jugendlichen werden bewußt geplant, sie entstehen nicht von allein. Aber weil das Leben so anstrengend ist, suchen die Erwachsenen und Älteren nach Ruhe – und ich habe in der kurzen Zeit nicht gesehen, wo sie die finden.

Bellow schreibt in ähnlicher Stimmung: „Wenn die Schönheit auch nur ganz wenig zurückkehrt, wird einem bewußt, wie tief unsere gesellschaftlichen Wunden sind, wie schmerzlich es ist, ständig